



Der Redemptoristenpater Dr Augustin Rösler.

Von P. Franz Mair, C. Ss. R. in Mautern.

„Den Plan zum Studieren mußt du aufgeben. Denn deine Mutter kann es nicht bestreiten. Siehe zu, daß du nach der Schulzeit als Schreiber irgendwo unterkommst. Bleib nur brav!“ Mit diesen Worten nahm der Spenglermeister Rösler auf seinem Sterbette Abschied von dem dreizehnjährigen Sohne August. Am 25. Mai 1864 schloß er seine Augen. Dank der Gnade Gottes und dem Edelsinn von Priestern und Laien, wie durch den eigenen eiserne Fleiß und kindliche Frömmigkeit ist aus dem Knaben mehr als ein gewöhnlicher Kanzleischreiber geworden. Er wurde ein wahrer Schriftgelehrter und ein gottbegnadigter Schriftsteller.

Die „Theol.-prakt. Quartalschrift“ ist seit vielen Jahren, besonders aber im letzten Dezennium durch die führenden Artikel der lebendige Beweis, welch „ein Schreiber vor dem Herrn“ P. Rösler geworden ist. Damit ist seine Bedeutung jedoch nicht erschöpft. Kein geringerer als der seeleneifrige und gelehrte Bischof von Rottenburg, Dr Paul Wilhelm von Keppler, schrieb am 11. April d. J.: „Die Todesnachricht des teuren P. Rösler hat mich ins Herz getroffen; wieviel haben wir alle und hat das ganze katholische Deutschland an diesem Manne verloren mit seinem immensen Wissen, seinem fast seherischen Marblick, seinem warmen Herzen und seiner ausgereiften Tugend! Er war wohl einer der geistig bedeutendsten Männer der Gegenwart und dabei von welch rührender Bescheidenheit! Man wird sein Wort und seine Feder überall vermissen.“ Darum ersöhnen sich die Leser dieser Priesterzeitschrift, weil sie keinen Artikel mehr von ihm bekommen können, doch wenigstens einen über ihn. Um P. Röslers Charakterbild wie seine Bedeutung in

Kürze und doch so gut als möglich zu zeichnen, hat Universitätsprofessor Dr Sidenberger in seiner Trauerrede in dem Redemptoristenkirchlein zu Grüneiche-Breslau auf die fünf Talente hingewiesen, welche der Heimgegangene so treulich ausgenützt: die eines Priesters, eines Ordensmannes, eines Seelsorgers, Professors und Schriftstellers. Seit mehr als drei Dezzennien an ihm Gesehenes und über oder von ihm Gelesenes, Erlebtes wie Erlauschtes möge dazu ein kleiner Beitrag sein.

Der katholische Priester.

Als man einst die gottselige Stifterin der Armenschwestern vom heiligen Franziskus, Mutter Franziska Schervier, um das Geheimnis ihrer außerordentlichen Macht über die Herzen auch andersgläubiger Kranken fragte, gab sie die Antwort: „Das ist das Katholische in mir; das tut der katholische Glaube.“ Und St. Klemens Hofbauer enthüllte uns das Geheimnis seines erstaunlichen Wirkens mit den Worten: „Ich kann mich in nichts anderem rühmen, als daß ich katholisch bin, katholisch durch und durch.“ Das war auch der innerste Kern und der höchste Fixstern seines geistlichen Sohnes, des Pater Rösler. Katholisch zu sein, als Priester katholisch gesinnt zu sein, katholisch zu wirken, das war sein Geist und sein Glück. „Ich bin glücklich, als Kind der katholischen Kirche zu sterben“, beteuerte er noch laut kurz vor dem Tode am 2. April d. J.

Diesen Geist und dieses Glück hatten schon seine kernkatholischen Eltern in dem ihnen am 6. März 1851 geschenkten Knaben grundgelegt und gepflegt und dies umsomehr, da das Heimatsstädtchen Guhrau in Preußisch-Schlesien größtenteils protestantisch war. Ganz besondere Sorgfalt darauf verwendete der überaus eifrige, fromme Kaplan Gillner. Er wollte den außerordentlich talentierten, frommen, wohlgefitzten und überaus fleißigen Knaben zum Studieren und zum Priestertum bringen. Allein der gering bemittelte Vater wollte nichts davon wissen. Wie tief schnitt diese Absage ins Herz des Kindes, das selbst mit größter Sehnsucht darnach verlangte. Doch August läßt nicht locker. Tag für Tag geht er ins Norate, um von der Himmelskönigin sich den Weg zum Priestertum bereiten zu lassen. Und siehe, noch vor Weihnachten sagt der Vater dem Kaplan zu, nachdem dieser sich angeboten, durch Privatunterricht den Knaben auf eine höhere Klasse vorzubereiten. War das ein Weihnachts-

geschenkt für unseren August! Doch nach wenigen Monaten sollte auch diese Freude durch des Vaters unerwarteten Tod in hoffnungslose Trauer verwandelt werden. Allein der Kaplan bot alles auf, um den Knaben doch aufs Gymnasium nach Ologau zu bringen, wo er sich durch seine Talente und seinen Lerneifer so auszeichnete, namentlich in Religion, in den Sprachen und der Geschichte, daß ihm ein Jahr geschenkt und das Abiturientenexamen 1871 ganz erlassen wurde. Die nachhaltigste Festigung und Förderung erhielt jedoch sein Glaubensleben durch den lichtvollen und begeisternden Vortrag des Religionslehrers, späteren Universitätsprofessors und Breslauer Dompropstes Dr Artur König, mit dem Rösler zeitlebens innig befreundet war.

Trotz des Kulturkampfes und der traurigen Aussichten für Priestertumsandidaten, ja wohl dem Kulturkampf, den Aergernissen und Wirrnissen zum Trotz, welche die zwei Theologieprofessoren Meinkens und Balzer durch ihren Abfallskrieg gegen die Kirche angestiftet, ging Rösler nach Breslau, um Theologie zu studieren. Gerade diese Umstände waren es, welche Röslers katholische Gesinnung erst recht stählten und erprobten, während namentlich zwei seiner Lehrer, der berühmte Konvertit Dr Hugo Lämmer als Dogmatiker, Kirchenhistoriker und Kanonist, wie Dr Ferdinand Propst als Patristiker, Liturgiker und Pastoralist seine Glaubensüberzeugung vertieften und sein Wissen ungemein bereicherten. Diesem Dreigestirn König, Lämmer, Propst verdankt er aber noch mehr: eine heilige Begeisterung für die katholische Wissenschaft und zugleich die Wegweisung auf jene Bahnen, auf jene Fächer, in denen er später seiner Kirche so Ersprießliches leisten sollte. Die Vorsehung führte ihn zugleich beim Eintritt ins Alumnat 1874 einem Manne zu, der wie kein zweiter auf Röslers Herzensbildung und sein Innenleben den entscheidendsten Einfluß geübt. Nach fast 40 Jahren schreibt noch der dankbare Schüler über seinen Spiritual Dr Ferdinand Spiel: „Er steht vor uns wie eine geweihte Kerze, die sich im Hause Gottes brennend selbst verzehrt.“ „Er war erfüllt von einer glühenden Begeisterung für Christus und seine Kirche und bemüht, auch die Herzen seiner Alumnen mit seiner idealen Auffassung des Priestertums zu erfüllen.“ „So tief wie möglich senkte er in die Herzen die Verehrung des göttlichen Herzens Jesu und jene Hingabe an die

eine heilige katholische Kirche, die in liebevollem Glaubensgehorsam den Heiland selbst in seinen Stellvertretern sieht und hört.“ „Es war eine eigentümliche Mischung von cholerischer Kraft und mystischer Melancholie im Wesen dieses wahren Gesalbten des Herrn.“ Der erste Zug offenbarte sich nach Pater Rösler „in der unermüdlichen Arbeitskraft, durch die er sich ein bewundernswertes Wissen erwarb wie im apostolischen Mannesmut, der zweite in der aus tiefstem Herzensgrunde stammenden, kindlichen Frömmigkeit und erbarmenden Nächstenliebe.“ Wer sieht da nicht den Schüler selbst gezeichnet?

Schon bei der Tonsur und den niederen Weihen am 19. Dezember 1874 enthüllt uns Rösler ganz diesen Geist des katholischen Glaubens. „Ich soll jetzt den Gläubigen die Türe der Kirche öffnen. Wie ist mein Glaube beschaffen? Ist er fest und unerschütterlich auf die Autorität Gottes und der Kirche gegründet, so daß allein an diesem Bollwerk jeder Hauch des Zweifels sich bricht? Den Ungläubigen soll ich den Einlaß in die Kirche verweigern. Daß ich doch jedesmal, wenn ich einen Ungläubigen sehe, von heißem Dank gegen Gott erfüllt werde, der mich Unwürdigen zum Glauben berufen hat, zugleich aber mit einem heftigen Mitleid gegen den Ungläubigen. Diesen Glauben und das Reich des Herrn zu verbreiten, das sei die Triebfeder meiner Arbeiten, der Sporn, wenn ich lässig werde, der Begleiter, wenn ich etwas anderes suche.“ „Und mit dem Verbot: Non intrabitis in civitates Samaritanorum, warnt der Herr seine Diener aller Zeiten“ schrieb er sich zum Subdiakon am 9. März 1875, „nie irgendwie der Häresie oder dem Schisma anzugehören. Die innige Liebe zur Kirche und zum Oberhaupte derselben, eine heilige Ehrfurcht vor allen Ceremonien der Kirche, Hochachtung der Frömmigkeit der Gläubigen und ihren Uebungen: das sind die drei Merkmale, daß der Diener Christi nicht auf Abwegen ist.“ Mit diesen Gesinnungen ließ er sich nach langem Zögern endlich die Hand auflegen und zum Priester weihen am 8. Mai 1875. Es geschah wegen des Kulturkampfes bei verschlossenen Türen vom sterbensranken Weihbischof Wlodarski. Aber er hat diesen Geist auch treu bewahrt und, des sind fast fünfzig Jahre lebendige Zeugen, mit größtem Eifer und Segen in seinem Priesterwirken betätigt. Wie der Psalmist sein Jerusalem, so sah der Priester Rösler die „wunnliche“ Kirche und ihren Glauben als den Gipfel seiner Freude

an. „Das Glück, ein Glied der Kirche zu sein und der Gedanke an die unbeschreiblichen Gnaden Gottes überwältigte mich abends bis zu Tränen“, gestand er eines Tages, als er im März 1887 in der Ewigen Stadt verweilte. „Ja, die Kirche, der lebendige Jesus entzückt und begeistert mich trotz aller Geistesbrüchigkeit. Und gäbe es auch keinen andern Lohn im andern Leben, die Ehre ein Katholik, ein Ordensmann zu sein, wäre schon aller Kämpfe wert“, schrieb er zu anderen Zeiten.

Darum gab es bei Rösler keinen anderen Maßstab, keine andere Sonde, um Ansichten und Schriften über Religion und Sittlichkeit zu prüfen, als „Katholisch“. Er hatte freilich nicht die „katholische Nase“ wie ein St. Klemens Hofbauer, um jedesmal sogleich unter dem trügerischen Anstrich den Irrtum herauszufinden. So täuschte er sich zuerst auch an Schells „Leben des dreieinigen Gottes“ und nannte es ein „fomentum theologiae“. Aber bald rückt er ab und vollständig ab. Hingegen fühlte sich sein katholischer Sinn schon gleich bei der Antrittsrede Dr Ehrhards verletzt, weil er die Kirchengeschichte neben die Dogmatik stellte. Es ließ ihm überhaupt keine Ruhe, wenn er irgendwo Kirche und Glaube angegriffen und in sich die Fähigkeit sah, auf den Plan zu treten. Auch konnte er nicht anders als einem katholischen Schriftsteller oder Redner, der tatkräftig für die katholischen Interessen eingestanden, Dank und Lob spenden. Als es niemand wagen wollte, für P. Denifle's „Luther und Luthertum“ in die Schranken zu treten, war es der P. Rösler.

Darum finden wir ihn anregend, führend oder mitwirkend besonders bei den großen katholischen Unternehmungen, der Leogefellschaft, des Katholischen Schulvereines, des Katholischen Pressevereines, bei der Abwehr der Los-von-Rom-Bewegung. Kurz, all seine anderen Tätigkeiten standen in diesem Zeichen. Auf der Sektauer Diözesansynode in Graz 1911 zitierte er am Ende der letzten Rede die Worte Kettlers: „Nur zwei Dinge stehen fest: Erstens die Kirche Christi, die heilige katholische Kirche; zweitens die Männer, die mit der Kirche zusammenstehen, die ihr Leben in den Felsen der Kirche eingesenkt haben.“ Dann schloß er: „Für niemanden enthalten diese apostolischen Worte mehr Trost und eindringlichere Mahnung als für uns Priester. Sie mahnen uns nicht bloß, selbst unser Leben einzusenken in den Felsen der Kirche; nein, sie erinnern uns, daß wir die berufenen Führer und Bildner solcher Männer sind,

die in der Treue gegen die Kirche den Stürmen der Zeit trogen.“ Das war Rösler's Geist und darum waren ihm keine Schlagworte und Ansichten mehr verhaßt, als die fünf: Amerikanismus, Kompromissismus, Inferiorismus, Industrialismus und Modernismus bei katholischen Geistlichen und führenden Laien. Da fand er manchmal Worte, die verwundeten.

Doch nicht bloß ein Priester der Kirche, des mystischen Leibes Christi, vor allem wollte er ein Priester des wahren, des eucharistischen Leibes des Gottmenschen sein. Der Priester, sagt P. Faber, ist für die Eucharistie und die Eucharistie ist für den Priester da. So lebte Rösler für den eucharistischen Heiland, aber auch aus ihm. Schon frühzeitig hatte es den unschuldigen, frommen Knaben hingezogen, dem Heiland am Altare in seinen Priestern zu dienen. Aber das eucharistische Lebensbrot sollte er erst mit 14 Jahren, gerade ein Jahr nach dem Tode des Vaters als Gymnasiast zum erstenmal empfangen. Von da an zog das allerheiligste Sakrament den zum Priestertum ausgewählten Knaben immer mächtiger an sich. Wohl eine seiner frühesten Aufschreibungen ist eine Predigt über die sieben Regenbogenfarben der heiligen Eucharistie, d. h. über ihre siebenfachen Gnadenbeziehungen als heilige Messe, Kommunion, Wegzehrung und sakramentale Segnung, wie im Tabernakel, bei der Aussetzung und auf Prozessionen. Allein nicht in seiner eucharistischen Entwicklung soll P. Rösler betrachtet werden, sondern als Priester bei dem eucharistischen Werke.

Auf der genannten Synode sprach er darüber, und zwar beim vierten Vortrag, über den Text: *Ad opus suum exiens venit ad vitae vesperam*. Was er da über dies höchste Priesterwerk gesprochen, faßt er in die vier Momente zusammen: Der Priester muß es verrichten mit königlicher Würde, mit engelgleicher Reinheit, mit der tiefen Demut eines Büßers, mit der Freigebigkeit einer liebevollen Mutter. Was er damals bezüglich der Feier und der Spendung des allerheiligsten Sakramentes den 400 Priestern gesagt, hat er selbst zeitlebens heilig gehalten. Nur einen Punkt müssen wir hier schon herausheben, den Kernpunkt, der bis zum Tode sein Verhältnis zur heiligen Eucharistie geregelt und beherrscht hat: die tiefe Demut des Büßers. Man würde sie in dem im Verkehre so heiteren und freundlichen Vater nicht geahnt haben. Und doch ist die Bußgesinnung neben

dem Geist des Glaubens ein Charakteristikon von P. Möslers innerem Leben. Es ist eigentümlich, wie sich im Theologen der Bußgeist, der Geist der Erkenntnis der Sündhaftigkeit und der Gefahr zu neuen Sünden immer mehr entwickelte. Beim Subdiakonats sagte er sich: „Die Kirche möchte gern Johannesseelen zum Dienst der Altäre haben. Aber ihrem barmherzigen Bräutigam nachfolgend erklärt sie: *Si non innocentes, saltem poenitentes*. Bin ich mir bewußt, bußfertig zu sein, d. h. nicht bloß durch das eine oder andere Bußwerk, sondern beständig, immerdar vom größten Abscheu gegen jede Sünde erfüllt zu sein und ebenso bereit zur Flucht vor jeglicher Gelegenheit?“ Vor der Priesterweihe überkam ihn Furcht und Angst, sich die Hände auflegen zu lassen in Anbetracht seiner Sünden und Opferscheu. Er eilte zum Beichtvater und klagte ihm seine Not. Doch der tröstet ihn: „Der Herr ruft ja fort und fort die Sünder — denken Sie an Petrus —, um Sünder zu bekehren!“ Die Angst war weg, aber der Gedanke blieb unter der heiligen Weihe: „Der kleinste und sündhafteste Ordinand bin ich!“ Er fügte noch zum Beweise seiner dankbaren Liebe für alle empfangenen Wohltaten und zur Sühne für alle dem Heiland im Sakramente zugefügten Sünden und Beleidigungen nach der Ordination die Weihe ans göttliche Herz Jesu hinzu und versprach, sie alle Freitag zeitlebens zu erneuern. Als er am 25. Mai 1875 bei den Frauen vom Guten Hirten vom P. Rektor abgeholt wurde, sich zum Erstlingsopfer anzukleiden, war es ihm, als holte man einen Schuldigen zum Gerichte. „Auf dem Wege zum Primizaltar“, schrieb er, „kam ich mir vor wie Maria auf dem Wege nach Bethlehem und darum freute ich mich; aber ich kam mir auch vor wie Jesus auf dem Weg zum Ölberg und darum hangte mir.“ Dieser bleibende Schmerz über die begangenen Sünden verließ ihn nie mehr. Immer wieder taucht er auf in seinen Aufschreibungen, besonders in den Exerzitiennotizen. Einen sprechenderen Beweis dieser demütigen Bußergesinnung gibt es nicht als die Stelle in einem Briefe von Ende November 1921: „Was ich in Grünhof erlebte, wird Sie erbauen. Grünhof ist eine katholische Dase in Hinterpommern, die der edle Konvertit Ludolph von Beckedorff begründet hat. Mitten im herrlichen Park steht die von ihm erbaute schöne Kirche. Seinem Testament gemäß ist nun sein Herz vor dem Altar gerade an der Stelle beigesetzt, auf der der Priester beim Staffelsgebet stehen muß. Der Marmorstein daselbst trägt die

Inskrift: Ludolphi cor peccaminosum. Das gibt eine ganze Exerzitienbetrachtung! Es ist ein ergreifender Artikel in der ‚Perseverantia Sacerdotalis‘, vielleicht der letzte aus seiner Feder, über dies sündhafte Herz,

Das zertreten wollte werden
Von den Füßen jedes Priesters,
Wenn beim Anfang seines Opfers
Das Konfiteor er beginnt.

„An diesem Herzensgrabe wird jeder Priester inne“, so schreibt er, „daß er als bußfertiger Bußprediger berufsmäßig diese beständige Bußgesinnung zu üben hat. Er hietet täglich die Opfergabe an mit den Worten: pro innumerabilibus peccatis et offensionibus et negligentis meis. Ist es ihm ernst mit diesen Worten, dann wird die Beckedorff-Gesinnung sein Herz erfüllen; wäre es ihm nicht ernst, dürfte er es wagen, zum Altare zu treten?“ Aber unwillkürlich wird sich an dies cor peccaminosum die Bitte schließen: „Mit einem solchen Herzen laß auch mich, o Herr, die Zeit verlassen!“

Den treuesten Ausdruck davon gibt wohl eines der vielen Gedichte, die ihm sein Herz besonders in den letzten Jahren entrang. Es ist vom 28. Juni 1913:

Ich hoff' und harr' von Tag zu Tage,
Ich seufz' und schreie laut zu dir:
Wann wirst du enden meine Plage,
O süßer Heiland, für und für?

Schon gibt es nirgends mehr auf Erden
Ein Plätzchen, wo ich heimisch bin;
Am Fuß des Schächerkreuzes werden
Allein noch heimisch Herz und Sinn.

Zu ihm, dem Armen und Geschmähten,
Dem reu'gen Büßer sündbedeckt,
Sprachst du in tiefen Todesnöten
Dein mächt'ges Amen mild betwegt:

„Ich sag' dir, heut noch sollst du wohnen
Im Paradiese eins mit mir!“
O süßes Wort! Wer kann es lohnen,
Wer kann's erfassen nach Gebühr?

O, sprich ein „Heute“ voll Erbarmen
Zu mir auch, mächt'ger Herr und Gott!
Daß unterm Kreuz mein Herz erwarmen,
Verlaß mich nicht in Hohn und Spott!

Rösler war als katholischer Priester zugleich
ein ganzer Ordensmann.

P. Weiß sagt ja, daß die Ordensleute es eigentlich sind, welche mit dem ganzen Christentum vollen Ernst machen, und Ordenspriester sollen daher erst recht mit dem Priestertum vollen Ernst machen. Und wohl darum trat Rösler in die Kongregation des allerheiligsten Erlösers ein.

Schon bei der heiligen Firmung, die er erst als siebzehnjähriger Jüngling am 24. Mai 1868 von Fürstbischof Förster erhielt, wählte er sich den engelreinen heiligen Aloisius zum Patron, dem er während seines Lebens eine ganz besondere Verehrung zollte. Es ekelte auch den Universitätsstudenten das weltliche Treiben und selbst die Kommerse an; „geht es doch kaum jemals ohne diese oder jene Sünde ab“. Ja, schon bald nach seinem Eintritt ins Studium der Theologie hören wir den ersten, noch stillen Ruf zum Ordensleben. Es war der 7. November 1871. Da sagte er sich, nachdem er die Opferung Mariens im Tempel betrachtet: „Das härteste aller Opfer, welches der Mensch bringen kann, ist das seines Willens durch den klösterlichen Gehorsam. Johannes Climacus nennt den Gehorsam das Begräbnis seines Willens: ein gewiß sehr peinliches Begräbnis, weil man tausendmal und tausendmal beginnen muß. Man ist aber sicher auf dem Weg zum Himmel, wenn die Zelle ein Paradies ist und wenn der Schall einer kleinen Glocke für die Seele mehr geworden ist als die Stimme eines Konzils.“ Der Ruf Gottes erneuerte und verstärkte sich. Nach kaum einem Jahre wohnte er der Gelübdeablegung von sechs Barmherzigen Brüdern bei. „Das dreifache Sterben der Welt, den Verwandten, sich selbst ist ein schwerer Gedanke für die der Gnade widerstrebende Natur“ schreibt er. „Und doch machte die Feier nicht einen befremdenden oder gar abstoßenden Eindruck. Es zog mich im Gegenteil hin. Ich hätte die Glücklichen beneiden können.“ Er tat nun einen mächtigen Schritt vorwärts. Wohl nach den ersten Exerzitien, die er als Theologe gemacht, weihte er sich der unbefleckt empfangenen Jungfrau am Allerheiligenteste 1872 mit Erlaubnis des Beichtvaters durch das Gelübde der Jungfräulichkeit zuerst auf drei, dann auf fünf Monate, bis er durchs Subdiaconat sich für immer an den Zölibat gebunden.

An den jungen Priester aber ertönt der Ruf immer lauter und öfter, besonders im Jahre 1876. „Ich bin ordentlich zum Ordens-

leben hingezogen. Die heilige Armut erscheint mir als herrlicher Schatz. Eine schwache innere Stimme sagt mir: Warum grübelst du über den Beruf! Bete innig, herzlich zu Maria. Sie führt dich sicher.“ Und bald darnach: „Die Neigung zum Ordensleben dauert fort. Sie ist keine Gefühlschwärmerei mehr in mir.“

Während dieser inneren Kämpfe war der junge Priester nach seiner Primiz auf die Universität Freiburg im Breisgau gezogen, da eine Anstellung in der Seelsorge wegen des Kulturkampfes nicht möglich war. Dort hörte er vom Herbst 1875 an bei Alban Stolz Pastoral, bei Sentis Kirchenrecht und, worum es ihm besonders zu tun war, unter dem berühmten Kirchenhistoriker Alzog suchte er in dieser Disziplin vor allem gefördert zu werden. Unter ihm vollendete er auch seine Dissertationsarbeit zur Erwerbung des Doktorgrades über den „katholischen Dichter Aurelius Prudentius Clemens“. Mit der Promotion zum Doktor der Theologie schloß er seine Universitätsstudien am 7. August 1876 ab. Es war ihm aber auch die Versuchung genah, namentlich von Breslau aus, da Professor Lämmer ihn drängte, sich als Privatdozent der Theologie zu habilitieren. Allein der junge Doktor hatte noch vor den strengen Prüfungen der Mutter Gottes versprochen, nach der Promotion Berufsexerzitien zu machen. Nach einer gründlichen Beratung mit dem Beichtvater eilte er nach Prag, um sein Gelöbniß bei den gemeinsamen geistlichen Uebungen der Priester zu erfüllen. Ordensmann werden zu sollen, das wurde ihm immer klarer, aber das wo? Es zog ihn ob der Einsamkeit zu den Karmeliten, es zog ihn die Armut zu den Franziskanern, den Vinzenzbruder zog es zu den Lazaristen, den Mann der Wissenschaft zu den Jesuiten. Aber am meisten glaubte er sich berufen, Redemptorist zu werden. Ein Besuch bei Maria Stiegen in Wien, die Lektüre des Lebens des heiligen Alphonsus, das Werk des P. Tillmann C. Ss. R. über das Gebet, ein Brief seines Freundes Schwarzer aus Jerusalem mit dem unmotivierten Satz: „Ich rate dir, Redemptorist zu werden“ entschied. Vor allem aber war es die Erleuchtung, die allem Zweifel ein Ende machte und einen reinen Beruf zeitigte: „Die Demut hat die Jesuiten groß gemacht. Aber doch ist es etwas anderes als die Demut, was mir so erwünscht erscheint, nach der Gesellschaft Jesu zu verlangen. Ist es nicht demütiger, statt Jesuit Redemptorist zu sein, wenn letztere weniger Glanz und Ehre haben als erstere in folge

ihres beschränkten Wirkungskreises?" Er bat am 6. März 1877 in Wien um Aufnahme.

Unterdessen hatte er nach der Heimkehr die Redaktion des „Schlesischen Kirchenblattes“ an Stelle des in den Reichstag gewählten Dr. Adolf Franz übernehmen müssen. Allein nur zu bald hatte der Staatsanwalt in einem Artikel „Hand ans Werk“ und im Abdruck einer bischöflichen Verordnung einen Angriff auf die Maigesetze herausgefunden. Er ward auf den 10. März zur Verantwortung vors Gericht zitiert. Am gleichen Tage aber kam vom Redemptoristenprovinzial die Aufnahme ins Noviziat. Unbekümmert um den Prozeß, der ihm die Verurteilung zu einer Geldstrafe eintrug, reist Rösler anfangs April nach Wien und von da ins Noviziat nach Eggenburg. Am 25. Mai 1877, dem zweiten Jahrestag seiner Primiz und dem dreizehnten seit seines Vaters Tode, zog er das Kleid eines Sohnes des heiligen Alphonfus an. „Dreizehn Jahre sind dahingegangen“, schrieb er an jenem Tage, „seit der Wille Gottes mich der Gegenwart meines leiblichen Vaters beraubt hat. Jetzt durch den Akt der Einkleidung wird mir der heilige Alphonfus zum Vater gegeben, der mir die Gnade erwirken soll, immer an die Gegenwart des liebsten Vaters im Himmel zu denken. Feierlich habe ich mir auch am Schlusse die Mutter Gottes zu meiner Mutter erwählt.“

Mit größtem Eifer begann er das Noviziat, das er mit der Ablegung der ewigen Gelübde am 25. Mai 1878 abschloß. Von nun an war er fast noch mehr bestrebt ein wahrer Geistessohn des heiligen Alphonfus, ein Abbild des göttlichen Erlösers zu werden, so daß er endlich einmal mit St. Paulus bekennen konnte: „Nicht mehr ich lebe; Christus lebt in mir.“ Darum war es ihm vor allem zuerst darum zu tun, den alten Menschen der Sünde ganz auszuziehen und darum beim lieben Heiland im Tabernakel jene drei großen Imperative zu studieren und um jeden Preis sich anzueignen: „Derne gehorchen! lerne dich anstrengen! lerne dir versagen!“ Seinem cholerisch-melancholischen Temperament, seiner Paulus- oder besser Saulusnatur war das nicht leicht. Was plagt er doch über den Kampf, den Ehrgeiz und Eitelkeit, Widerspruch und Zurücksetzung, seine Melancholie und Empfindlichkeit, aber auch Trägheit, Sinnlichkeit und Bequemlichkeit ihm bereitet haben. Ja, der Herr wollte ihn, so scheint es, zeitlebens von dem Kampfe nicht

ganz befreien. Immer und immer klagt er über diese Prüfungen, über die Schwere dieses Kampfes und die traurige Seelenstimmung, die ihm seine Leidenschaften aufzwangen. Es ist, als hörte man Paulus ausrufen: „Ich fühle ein anderes Gesetz in meinen Gliedern . . . Wer wird mich davon befreien?“ Aber dann sagte er sich wieder: „Diese Neigungen müssen abgetötet werden; da gibt es kein Unterhandeln, kein Zögern, kein Nachgeben. Gott will es!“ — „Mein Gott“, ruft er in einer solchen Stimmung einmal aus, „solche Bitterkeit kommt nicht von dir, sie kann nicht von dir sein. Herr Jesu komm doch! O Maria, soll das die Folge sein, daß ich mit besonderem Vertrauen zu dir geeilt bin? Bin ich schon so elend, so verworfen und verdammt, daß du dich weigerst mich zum Kinde anzunehmen?“

Gewiß hat gerade deswegen Gottes Vorsehung diesen so reich veranlagten Priester, der einst vor der Welt und ihren Großen in so ausgezeichnete Weise wirken und so viel Anerkennung und Lob ernten sollte, nicht in einen hochgefeierten Orden mit weitumfassenden Zielen geführt, damit er bei seinem Naturell nicht allzu schwere Demutspuben zu bestehen habe. Um ihm diese Tugend möglichst zu erleichtern, sollte ihn der heilige Alphonsus in seinen Familienschoß mit der beschränkten Wirksamkeit aufnehmen, in jene Kongregation, der er als ihr Stifter nach dem Vorbild des göttlichen Erlösers die Demut als Haupt- und Grundtugend aufgeprägt hat. Er hat sich immer wieder selbst mit diesen oder ähnlichen Worten getröstet: „Es kam mir wie eine Gnade vor, den verachteten heiligen Alphonsus zum Stifter zu haben und daher der Ehre zu entbehren, welche die Zugehörigkeit zu einem berühmten Orden mit sich bringt.“ Es ist ergreifend, wie sein Sohn nach dieser Tugend des Vaters ringt und sich in die inneren und äußeren Demutspuben zu fügen sich abmüht.

Die Zentrale aber, woraus er Licht und Mut und Kraft dazu geschöpft, war das eucharistische Herz Jesu und das Herz Mariä. Und die Mittel dazu: Betrachtung und Gebet.

Die Tagebücher geben Zeugnis von dem seltenen Eifer dieses Vaters für die Betrachtung. Eine kostbare Frucht davon ist das anmutige Büchlein: Der Stall von Bethlehern, in welchem er die zwölf vom heiligen Alphonsus seinen Söhnen vorgeschriebenen Monatstugenden im Lichte des menschengewordenen, in der Krippe liegenden Sohnes Gottes darstellt. Man fühlt die hohe Erleuchtung

und die weihenvolle Salbung, welche den Verfasser beim Durchbeten dieses Geheimnisses erfüllt haben muß. Und so sind es auch die Lumina, die Erleuchtungen, welche er manchmal fast Tag für Tag als Betrachtungsfrucht verzeichnet: oft leuchtende Edelsteine in der ihm eigenen schönen Form gefaßt.

Das zweite Mittel war das große Gnadenmittel des Heiles, wie sein Ordensvater, der heilige Alphonsus, das Gebet, besonders das Bittgebet nennt. P. Rösler war ein Beter. Ihm genügte das Priestergebet, das er vielfach kniend und vor dem Allerheiligsten verrichtete, wie die Ordensübungen nicht. Wie oft sah man ihn bei dem „verlassenen Heiland“, wie er Jesum im Sakrament nannte. Der Kreuzweg, die Herz-Jesu-Andacht, besonders der erste Freitag im Monat, den er jedesmal in seinem Tagebuch verzeichnet, vor allem die Andacht zur Mutter Gottes waren ihm Herzenslabial. Besonders in Nöten und Kämpfen seiner Seele, wie für alle seine Unternehmungen flieht und fleht er einem hilflosen Kinde gleich zu seiner himmlischen Mutter. Lieb und teuer waren ihm um Maria willen seine „Marienkinder“. Und wie wußte er mit eindringlichen Worten den Priester mit Ehrfurcht und Vertrauen zur Mutter Gottes zu erfüllen. Man kann kaum schöner die Stellung eines Seelsorgspriesters zur seligsten Jungfrau ausführen, als es P. Rösler getan in einem Aufsatz „Unsere Liebe Hausfrau“, betitelt, wie die Obersteirer das Gnadenbild in der Bischofskapelle zu Seckau nennen.

Ein ganzer Ordensmann und darum ein Liebhaber der Armut. Das ist überhaupt ein eigentümlicher Zug bei P. Rösler gewesen. Das Aermliche heimelte ihn an schon von Jugend auf. Im Orden aber machte er ernst. Er wußte sich selbst bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten auf das Notwendige zu beschränken, ja manchmal Mangel zu leiden und geduldig zu ertragen. Daher stammt auch die Vorliebe für den Dritten Orden und seine Liebe zu den armen Leuten.

Vor allem hat aber der Heiland ihm das Streben nach jener Tugend gegeben, die er an seinem Lieblingsjünger besonders geschätzt hat. Wie Johannes gerade um der Jungfräulichkeit willen die Königin der Frauen und Jungfrauen anvertraut erhielt, so war P. Rösler durch sein jungfräuliches Wesen geeignet, als Führer in der Frauenfrage für die Frauen, unter den Frauen und mit den Frauen zu wirken. Um im Verkehr mit Damen aus dem höchsten

Nobel wie mit Dienst- und Fabrikmädchen, mit den reinsten Welt-damen wie tief innerlichen Seelen, mit gelehrten Frauen und Künstlerinnen wie mit einfältigen Bäuerinnen und Schwaigerinnen, mit unschuldigen Mädchen wie mit verirrten Personen rein und makellos zu bleiben und auch nicht den Schein auf sich zu laden, irgendwie zu weit gegangen zu sein während so vieler Dezzennien, dazu braucht es mehr als gewöhnliche Tugend. Für kaum etwas war er mehr begeistert als für den Zölibat der Kirche. Ja, in seiner Abhandlung „Fürs Priesterherz“ ruft er aus: „Heute ist der katholische Priester mehr denn je zum Zölibat verpflichtet.“ Nichts stimmte sein Herz so tief zur Trauer, als wenn er erfuhr, daß selbst ein Priester, ein Christusträger, ein alter Christus, den Tempel Gottes, der er selber ist, entweiht und geschändet hatte. Ja, nichts empörte seine jungfräuliche Priesterseele mehr, als wenn er es in den letzten Jahren erfahren und immer wieder hören mußte: „Die Gesetze der Kirche über den Zölibat der Geistlichen sind lästiger Zwang“, „während doch der Priester einen lebendigen Drang dafür im Herzen empfinden müßte“, sprach er. Am Grabe des Dieners Gottes und seines Mitbruders Fr. Johann Baptist Stöger, bei dessen Heiligsprechungsprozeß P. Közler als ein Hauptzeuge gerufen wurde, wußte er als Fünziger um nichts anders zu beten als: „Frater Baptist! Erlang' mir die besondere Gnade der Augenhut und Reinheit!“

Und der Gehorsam? Die Regel war ihm heilig und gewissermaßen noch mehr der Wille der Obern. Er hat so manchen schweren Auftrag im Interesse der Kongregation erhalten, Aufträge, die seinem Naturell, seinen Ansichten und Neigungen widersprachen. Aber Auftrag und Vollzug um Gottes willen galt bei ihm. Nur zwei Befehle seien erwähnt. Kardinal Gruscha ersuchte die Obern, sie möchten P. Közler bestimmen als den am besten geeigneten Mann, die auffeherregende Schrift des hochgefeierten Universitätsprofessors Dr Ehrhard: „Der Katholizismus und das 20. Jahrhundert“ zu widerlegen. Er traute sich einem solchen Manne gegenüber die nötigen Eigenschaften nicht zu und bangte vor dem Ansinnen des Kardinals. Aber kaum war der Wille der Obern ihm klar, war alle Einwendung verschwunden. „Ich bewunderte“, sagte der vermittelnde Prälat, „den Gehorsam des P. Közler“. Als ihn die Obern 1918 zur Gründung des Missionshauses von Grüneiche-Breslau bestimmten, war dies für ihn ein opferreicher Befehl. Fast ein Siebziger, sollte

er seine zweite Heimat, in der er 37 seiner segensreichsten und glücklichsten Jahre verlebte, das stille Kloster von Mautern zwischen den grünen Bergen verlassen und mit der lärmenden Großstadt in der Ebene vertauschen. P. Kössler hatte, wie selten jemand, Sinn und Herz und Verständnis für die Natur, die ihn wie von selbst zu Gott und zur Uebernatur emporhob. Darum hing sein Aug' und sein Herz an den so oft bestiegenen Bergen. Aber er sollte auch seine noch lieberen Freunde, die Bücher, verlassen, um ein Haus zu beziehen, wo erst alles nach und nach besorgt werden mußte. Dazu das Lehramt und sein Lieblingsfach, die Heilige Schrift und seine lernbegierigen, dankbaren Schüler, wie seine vielen Freunde, die er sich in Steiermark beim Welt- und Ordensklerus erworben. Ja, es fiel ihm auch nicht leicht, das einfältig gläubige Volk zu verlassen, das an dem selbstlosen, opferwilligen Pater seit so langem gehangen. Und jetzt sollte er in alten Tagen die sorgenvolle und ungewohnte Aufgabe der Gründung und Leitung eines Missionshauses übernehmen, gerade in der Zeit des Zusammenbruches und der steigenden Noth; jetzt sollte der beständige Lektor die Leitung des Missionswesens und der verschiedensten Seelsorgsarbeiten übernehmen. Doch der Gehorsam rief. Und fiel es auch seinem Herzen schwer — er stieg gefaßt und voll Vertrauen den steilen Weg empor, der ihn zu reicher Arbeit, aber auch zum größten Segen in der alten schlesischen Heimat führen sollte. Er ging als gehorsamer Sohn seiner Kongregation. Einstmals tat er den Ausspruch: „Wenn mein Herz einmal beruhigt und zufrieden sein wird, werde ich sterben müssen.“ Es scheint, es war auch bei ihm so, wie bei St. Alphonsus, der bis gegen Ende seines Lebens trotz aller Kämpfe, Gebete und Opfer die Ruhe des Gemüthes nicht gefunden. Aber auf dem Sterbebette bekennt der gute Pater laut vor seinen Mitbrüdern, die dasselbe betend umknien: „Ich bin glücklich, nun zu sterben als Sohn der Kongregation des allerheiligsten Erlösers.“ Und immer wieder küßte er das Missionskreuz, das Zeichen

seines apostolischen Seelsorgseifers.

Der heilige Alphonsus hatte seine Kongregation gestiftet, um namentlich den verlassenen Seelen durch die Spendung der Sakramente und die Verkündigung des Wortes Gottes bei den Volksmissionen geistliche Hilfe zu bringen und besonders den Priestern Exerzitien zu geben. Allerdings hat P. Kössler sehr wenig Volks-

missionen mitgemacht. Sein Lehramt wie sein Schriftstellerberuf legten da ein Veto ein. Aber als Exerzitienleiter, vorab bei Priestern, hat er eine Seelsorgstätigkeit entfaltet gerade auch für verlassene Seelen, wie wenige, ja in manchen Belangen wie nicht leicht ein Missionär.

Auf der erwähnten Seckauer Synode sprach er über die priesterlichen Werke der Caritas. Da prägte er die goldenen Worte: „Als wir vor dem Weihealtar knieten, sagte uns der Bischof: ‚Empfange das priesterliche Kleid, welches die Liebe sinnbildet; denn Gott ist mächtig, dir die Liebe zu vermehren und dein Werk vollkommen zu machen.‘ Zu Aposteln der Caritas, jener erhabenen Nächstenliebe, die sich an der reinen Blut der Gottesliebe entzündet, sind wir hiemit berufen worden. Dieser Auftrag ist uns fürs ganze Leben gegeben. Von einem bestimmten Amte können wir uns dispensieren und pensionieren lassen, fürs Apostolat der christlichen Caritas gibt es hienieden keinen Ruhestand. Diese Caritas will die beständige Begleiterin sein vom jungen Kaplan bis zum greisen Bischof. . . . Ja, das Herz eines jeden katholischen Priesters soll so beschaffen sein, daß von ihm aus wie von einem glühenden Zentrum die Strahlen der Nächstenliebe in konzentrischen Kreisen schließlich die Peripherie des Erdkreises erreichen.“ Dann zeigte er den 400 Seelsorgspriestern die sechs Kreise auf: das Pfarrhaus, die Gemeinde, das Dekanat, die Diözese, das Vaterland, den katholischen Erdkreis. Es war ergreifend, wie der Vater alle an die Priesterliebe gemahnte, die sie jedem einzelnen Kreise schulden. Aber ergreifender ist es, wenn wir das Beispiel des Synodalredners selber betrachten, die konzentrische Apostelliebe des P. Rösler. Freilich hatte ihm Gott der Herr durch seine Berufung zu der Redemptoristenkongregation nicht ganz die gleichen Kreise angewiesen und den Umfang seines Wirkens unter den Gehorsam gestellt. Aber wir müssen sagen, er hat die Mahnung des göttlichen Erlösers erfüllt: *Prima opera fac: „Vollziehe Erstlingswerke der Liebe!“*

Sein erster Kreis war sein Kloster und dadurch die Kongregation. Und sein Liebeswerk war es, den Beruf als Lektor zuerst, und dann auch alle anderen auferlegten Ämter getreu in Liebe zu erfüllen, vor allem die, welche unmittelbar das Seelenheil und das geistliche Leben seiner Mitbrüder betrafen. Neben all seinen wissenschaftlichen Arbeiten, seinen Kollegien, seinem ausgedehnten

Briefwechsel hat er jahrzehntelang als Präsekt die geistliche Leitung der Laienbrüder und der stetig wechselnden Kandidaten mit größtem Fleiß und aufopfernder Liebe besorgt. Die Brüder sind ihm auch anhänglich und dankbar gewesen. Er fand sich auch bereit zu jedem brüderlichen Dienste und fiel ihm eine Arbeit noch so lästig oder schwer, er entzog sich ihr nicht.

Die Strahlen seiner apostolischen Liebe galten sodann der Pfarre Mautern. Was tat er doch in den 37 Jahren für dieselbe? Kein Vater stand so oft auf der Kanzel oder hielt so viel Konferenzen wie er. Seine zwei Lieblingskinder waren die marianische Mädchen- und Jungfrauenkongregation und der Dritte Orden des heiligen Franziskus, denen er weit über ein Jahrzehnt seine Zeit und Kräfte gewidmet. Auch den katholischen Gesellenverein leitete er einige Jahre und suchte namentlich durch Vorträge und religiös-patriotische Bühnenstücke den katholischen Geist zu pflegen. Besonders eiferte er für die ewige Anbetung und die Verbreitung guter Schriften, wie für die Beseitigung von Aergernissen. Ja, er scheute auch nicht zurück wegen einer etwaigen Verdemütigung. Wie nahm er sich um verlassene, verwahrloste Kinder an! Er spendierte ihnen gern die ihm sonst so kostbare Zeit zum Unterricht für den ersten Empfang des Sakramentes der Buße und des Altars. Der Ruf in den Beichtstuhl kam ihm nie ungelegen und der Ruf aus Krankenbett, mochte der Weg auch weit und Weg und Witterung ungünstig sein, machte ihn nicht verdrossen. Ja, der Vater, bei dem sich Kardinäle und Kirchenfürsten berieten, den hochadelige Herren und Frauen hochschätzten und um Rat fragten, mit dem große Gelehrte verkehrten und bei dem sie Aufklärung holten, ließ sich ebenso dienstbereit und freundlich zu einem „Kullerl“, zu einem armen Köhlerweiblein in seiner rauchigen Hütte herab. Und willig ließ er sich von den einfachsten Leuten ins Sprechzimmer rufen, um bereitwilligst ihre Anliegen zu hören. Es war die aus dem Glauben kommende apostolische Liebe. Nur ein Beispiel davon. Im Jahre 1903 ließ ihn eines Tages eine 78jährige, ihm ganz unbekannte Magd ins Sprechzimmer rufen. Sie erzählt ihm da mit obersteirischer Treuherzigkeit ihren ganzen Lebensinhalt. „Dreiunddreißig Jahre bin ich Schwaigerin gewesen und auf die höchsten Alpen gefahren. Mit Steigeisen habe ich das Futter hinauftragen müssen. Das Vieh hat mich gern gehabt; ich bin ja unter dem Vieh aufgewachsen. Es ist auch kein Stücklein Vieh unter mir krank

geworden. Ich habe schon so meine Gabe gehabt, das Vieh gut zu behandeln.“ Er konnte nicht anders, als die Bemerkung dazuschreiben: „Wie beschämend ist doch diese völlige Hingabe an diesen Lebensberuf für viele Gebildete! Wenn jeder Priester am Ende seiner Seelorgstätigkeit so von seiner Beziehung zu seiner Herde sprechen könnte.“

Wie die Leute ihm ihr Vertrauen schenkten, so suchte auch er sich möglichst herabzulassen, und daher im Dialekt zu sprechen, was dem Preußisch-Schlesier freilich nicht am besten gelang. Und soweit es ihm möglich war als armen Ordensmann, bemühte er sich auch zu helfen, entweder selbst oder durch Bitten bei seinen Obern oder vermöge seiner Beziehungen zu einflußreichen Personen. Er hatte den „Vinzenzbruder“, der er schon in Breslau gewesen, mit dem Weltkleid nicht ausgezogen. Dort hatte er einst in jungen Jahren die Notleidenden in ihren Wohnungen aufgesucht, ihnen Nahrungsmittel und andere Hilfe gebracht und selbst tagelang verwahrlosten Armen Unterricht gegeben. So nahm er auch gern was „Gutes“ mit, das er sich vom Munde abgespart oder erbeten hatte, um arme Kranke oder Kinder zu erfreuen. Es war überhaupt so seine Art, durch zart sinnige kleine Gaben jemandem eine Freude zu bereiten. Selbst die durch Jahrzehnte aus harte Krankenbett gefesselte Dulderin und Dichterin der „Narzissen“, M. v. Greiffenstein, die eigentlich P. Közler bewogen hat, doch ihre Gedichte der Öffentlichkeit zu übergeben, konnte sich als „Narzissenmutter“ in jedem Jahr an einem schönen Strauß dieser Blumen aus dem Liesingtal erfreuen und erquicken. Und wie vielen Waisen, Kindern, Kranken, Dienstmädchen verhalf er besonders durch seine vielen Beziehungen in eine Anstalt oder an einen guten Posten! (Schluß folgt.)

Zur neueren Naturrechtslehre.

Von Univ.-Prof. Dr. Johann Haring, Graz.

(Schluß.)

III. Eng verknüpft mit der modernen Naturrechtslehre ist die heutzutage viel gepflegte Soziologie oder Gesellschaftslehre.¹⁾ Mit Rücksicht auf das Rechtsleben wird sie zur Rechtssoziologie. Ihre Aufgabe besteht darin, das ganze gesellschaftliche Leben auf seine Beziehungen zu den Rechtsnormen zu untersuchen. „Unter

¹⁾ Geschichte und Literatur bei Bachem, Staatslexikon, II³, 546 ff.